

Predigt am Reformationstag 2007 in der Stadtkirche zu Wittenberg

Text: Jes. 62, 6-7.10-12.

Dr. Wilhelm Hüffmeier, Präsident des Gustav-Adolf-Werks

Zu spät, liebe Gemeinde hier in der Wittenberger Stadtkirche und an den Bildschirmen, zu spät, verehrter König Gustav Adolf, ist es nicht. Die christliche Kirche darf um Jesu willen kein einziges Zuspät zulassen. Das widerspräche der Macht seiner Gnade. Er ist der Meister, nicht Luther. So gibt es denn auch reformatorische Kirchen, die sich nicht nach Luthers Namen, sondern schlicht evangelisch nennen und in denen gegen Luthers unversöhnliches Wort Lutheraner mit Reformierten friedlich zusammenleben. Hier in deiner Stadt, lieber Martin Luther, befinden wir uns auf dem Boden einer solchen evangelischen Kirche. Und das ist gut so. Dem würde vielleicht auch der schwedische Lutheraner Gustav Adolf zustimmen. Er war bekanntlich mit einer Brandenburgerin aus dem reformierten Kurfürstenhaus verheiratet.

Zu spät, liebe Mitchristen, ist es freilich auch nicht, mit ganz und gar friedlichen Mitteln das fortzusetzen, was dem Schwedenkönig im dreißigjährigen Krieg nur mit militärischer Macht gelang, Menschen in Bedrängnis beizustehen. Prinzipieller Pazifismus kann manchmal alles noch viel schlimmer machen. Aber um Christi willen haben friedliche Mittel alle Mal den Vorrang. Das Gustav-Adolf-Werk hilft seit 175 Jahren protestantischen Minderheiten lutherischer und reformierter Konfession in Europa, Südamerika und Zentralasien auf ganz und gar friedliche Weise.

Sehr herzlich begrüße ich unsere Gäste aus der weltweiten evangelischen Diaspora. Hören wir alle auf das, was in der Bibel, im Jesajabuch Kapitel 62 über das seinerzeit danieder liegende Jerusalem gesagt wird:

„O Jerusalem, ich habe Wächter über deine Mauern bestellt, die den ganzen Tag und die ganze Nacht nicht mehr schweigen sollen. Die ihr den Herrn erinnern sollt, ohne euch Ruhe zu gönnen, lasst ihm keine Ruhe, bis er Jerusalem wieder aufrichte und es setze zum Lobpreis auf Erden! ... Richtet ein Zeichen auf für die Völker... Sagt der Tochter Zion: Siehe, dein Heil kommt! ...Dich wird man nennen ‚Gesuchte‘ und ‚Nicht mehr verlassene Stadt‘“.

Wächter des Gemeinwesens, wache, hellwache Leute, liebe Gemeinde, waren sie allesamt, der Reformator, der schwedische König und die Gründer des Gustav-Adolf-Werks. Deshalb schlugen sie Alarm angesichts der Nöte der Stadt und der Kirche

und der Diaspora. Ein Alarmsystem hat jemand den Protestantismus genannt. Dabei soll es bleiben. Wer Alarm schlägt, will aufwecken und an die Arbeit rufen weil er Gefahren für das Gemeinwesen sieht. Alle Kräfte sollen mobilisiert werden, damit keinem die elementaren Mittel zum Leben fehlen. Mit Luthers trefflicher Definition des täglichen Brots gesprochen, damit niemandem Essen und Trinken, Gesundheit, Wohnung, gute Nachbarn, Freunde und gute Regierung verwehrt werden. Shalom nennt unser Text einen solchen Zustand, ein Wort, das Luther teils mit Frieden, teils mit Heil übersetzt. Wer im Shalom ist, ist zu Hause, jenseits des Unheils.

Unser Staat, unser Europa ist nach dem Prinzip solcher Wachsamkeit konstruiert. Daran beteiligen sich neben den Kirchen heute, Gott sei Dank, viele andere wache, hellwache Köpfe und Organisationen, die Alarm schlagen, wenn das Gemeinwohl bedroht ist. Das Wächteramt der Kirche ist freilich noch etwas ganz Besonderes.

Nicht Parteien oder Politiker, nicht Regierende und Regierte, sondern Gott ist es, der nach unserem Text alarmiert, dem keine Ruhe gegönnt wird. Der Allwissende erinnerungsbedürftig, der Allmächtige untätig, der Liebende abgewandt? So können Menschen, die auf Gott vertrauten, empfinden. Einzelne Menschen, die das elende Gefühl haben, von Gott und der Welt in ihrer Not allein gelassen zu sein. Selbst die berühmte Mutter Teresa von unserer Schwesterkirche ist über lange Zeit von dem Gefühl, der Himmel sei leer, gequält worden. Das aber ist die größte Not: das geistliche Zuhause zu verlieren. An der Seite solcher Menschen hat die Kirche, haben wir Christen zu stehen und Gott an seine Zusagen zu erinnern, ihn zu alarmieren, ihn nicht loszulassen, bis er die Stadt, das Land, die Kirche segnet.

Protestanten in der Diaspora wissen freilich in der Regel: Gott ist gegenwärtig. Vielleicht darf ich ihre Gottesgewissheit mit einem Kindheitserlebnis vergleichen. Als kleiner Junge war ich oft in den Sommerferien auf einem Bauernhof. Meine ältere Schwester hatte dorthin geheiratet. Eines Tages bin ich beim Sprung aus der Dachbodenluke auf einen Heuwagen unglücklich abgerutscht und auf die Diele gestürzt. Als ich mit Schwindel und Kopfschmerzen aufwachte und mir elendiglich zu Mute war, sagte meine Schwester: „Ich bin doch bei dir.“ Oft genug haben Christen, Protestanten in der Diaspora mit ihrer Gewissheit, Gott ist da, totalitäre Diktaturen in Europa überstanden. Ihre Nöte heute sind noch anderer Art.

In Mittel- und Osteuropa ist es der Kampf um die Rückgabe enteigneten Besitzes wie Schulen, Krankenhäuser und Altenheime und ihre Restaurierung oder die Ausbildung der Jugend und des theologischen Nachwuchses. An vielen Orten bestehen Not und Leidenschaft darin, dass sie Gott ein Haus bauen möchten, wo er verehrt werden und sie zusammen kommen und Gäste empfangen können. Wer einmal in einer Diasporakirche zu Besuch war, ist überwältigt von ihrer Gastfreundschaft. Dafür braucht die Diaspora aber Dächer. Ich denke etwa an die kleinen evangelisch-lutherischen Gemeinden in Keggum, Lettland, und in Cusco, Peru, oder die evangelisch-reformierte Gemeinde in Timisoara-Fratelia, Rumänien. Ein Zeichen wollen sie aufrichten in der Diaspora. Ihr Gesicht wollen sie zeigen.

Und nun können wir, liebe Gemeinde, mit den Worten des Predigttextes der evangelischen Diaspora zurufen: „Dich wird man nennen ‚Gesuchte‘ und ‚Nicht mehr Verlassene‘. Dafür schlägt das Gustav-Adolf-Werk Alarm, dafür gönnt es den evangelischen Christen bei uns keine Ruhe. Was wir uns als Antwort wünschen, sei mit einem Symbol verdeutlicht. Die Präsidenten des Gustav-Adolf-Werks haben von dem ersten Vorsitzenden Gottlob Großmann her einen Siegelring bekommen. Hier ist er. Er zeigt eine fackelförmige Lampe, neben der in griechischer Sprache zu lesen ist: „Auch ich dort“.

Liebe Gemeinde, Luther begann mit einem klaren und begründeten „Ich nicht“ gegenüber den furchtbaren Missständen der Kirche seiner Zeit. Die Zeiten haben sich positiv geändert. Die Ökumene wurde wieder geboren, das Zusammensein auch mit anderen Religionen. Für sie darf es um Christi willen auch kein Zuspät geben. Sicher gibt es immer wieder Situationen, wo ein Protestant entschlossen sagen muss: „Ich nicht“. In der zivilen Gesellschaft und in der Ökumene, im Dialog der Religionen. Doch unser „Ich nicht“ - besser noch „Wir nicht“ muss und soll sich um Gottes willen stets mit einem „Ich auch – wir auch“ verbinden. Gemeinschaft, gute Nachbarschaft ja, doch nicht unter Preisgabe der eigenen Identität. Gemeinschaft mit der Kirche des Papstes, ja aber nicht unter ihm. Vor allem aber muss das protestantische „Ich auch dort“ der evangelischen Diaspora gelten. Und das mit Herzen, Mund und Händen. Amen!